

Howard Phillips Lovecraft
**DAS SCHLEICHENDE
CHAOS**

Horrorgeschichten

Aus dem Amerikanischen von Andreas Diesel.

FESTA

www.Festa-Verlag.de

1. Auflage September 2006

Originalausgabe

© dieser Ausgabe 2006 by Festa Verlag, Leipzig

Druck und Bindung: PBTisk s.r.o., Pribram

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-056-2

INHALT

DER BAUM

Seite 7

HYPNOS

Seite 13

IRANONS SUCHE

Seite 23

POLARIS

Seite 33

IN DER GRUFT

Seite 39

DAS BILD IM HAUS

Seite 51

JÄGER DER FINSTERNIS

Seite 63

DAS VERDERBEN, DAS ÜBER SARNATH KAM

Seite 95

DIE ANDEREN GÖTTER

Seite 105

DIE MUSIK DES ERICH ZANN

Seite 113

TRÄUME IM HEXENHAUS

Seite 125

DER SCHATTEN AUS DER ZEIT

Seite 175

DOROTHY C. WALTER: DREI STUNDEN MIT H. P. LOVECRAFT

Seite 266

ROBERT H. BARLOW: NOTIZEN ZU LOVECRAFT

Seite 280

DER BAUM

Auf einem grünenden Abhang des Berges Maenalus in Arkadien umgibt ein Olivenhain die Ruinen einer Villa. Gleich daneben steht ein Grabmal, das wegen seiner überaus erhabenen Skulpturen einstmals schön gewesen, doch nun ebenso wie das Haus im Verfall begriffen ist. An einem Ende dieses Grabmales wächst ein unnatürlich großer Olivenbaum von sonderbar abstoßender Gestalt, dessen eigenartige Wurzeln die vom Alter fleckigen Blöcke pentelischen Marmors verschoben haben; und dieser Baum gleicht einem grotesken Menschen oder dem vom Todeskampf verzerrten Leibe eines Mannes so sehr, dass die Landbewohner sich davor fürchten, des Nachts daran vorüberzugehen, wenn der Mond fahl durch die gekrümmten Äste scheint. Der Berg Maenalus ist ein bevorzugter Aufenthaltsort des gefürchteten Pan, dessen sonderbare Gefährten zahlreich sind. Die schlichten Hirten glauben, dieser Baum müsse auf scheußliche Weise mit jenen unheimlichen *panisci* verwandt sein, doch ein alter Bienenzüchter, der in einer benachbarten Hütte lebt, erzählte mir eine andere Geschichte.

Vor vielen Jahren, als die Villa am Abhang noch neu und prachtvoll war, lebten darin die beiden Bildhauer Kalos und Musides. Von Lydien bis nach Neapolis pries man die Schönheit ihrer Werke, und niemand wagte zu sagen, des einen Gabe überträfe die des andern. Der Hermes des Kalos stand in einem marmornen Schrein zu Korinth, und die Pallas des Musides krönte eine Säule in Athen nahe dem Parthenon. Alle Menschen bezeugten Kalos und Musides ihre höchste Achtung und wunderten sich, dass kein Schatten künstlerischen Neides die Wärme ihrer brüderlichen Freundschaft abkühlte.

Obgleich Kalos und Musides in ungebrochener Harmonie miteinander lebten, war ihr Wesen doch verschieden. Während

Musides des Nachts in den städtischen Lustbarkeiten von Tegea schwelgte, blieb Kalos daheim; er stahl sich ungesehen von seinen Sklaven in die kühlen Winkel des Olivenhaines davon. Dort meditierte er über die Gesichte, die seinen Geist erfüllten, und dort ersann er die Formen der Schönheit, die später in atmendem Marmor Unsterblichkeit erlangten. Eitle Schwätzer behaupteten indes, Kalos rede mit den Geistern des Haines, und seine Statuen seien nur Abbilder der Faune und Dryaden, denen er dort begegnete – denn er fertigte seine Werke nach keinem lebenden Vorbild.

So berühmt waren Kalos und Musides, dass niemand sich wunderte, als der Tyrann von Syrakus Boten zu ihnen sandte, die von dem kostbaren Standbild der Tyche sprachen, das er für seine Stadt im Sinn hatte. Von erhabener Größe und höchster Kunstfertigkeit musste die Statue sein, denn sie sollte allen Völkern ein Wunder und das Ziel der Reisenden werden. Lobpreis über alle Vorstellung hinaus sollte demjenigen zuteilwerden, dessen Werk angenommen würde, und Kalos und Musides waren geladen, in Wettstreit um diese Ehre zu treten. Ihre brüderliche Liebe war weithin bekannt, und der listige Tyrann hegte die Vermutung, dass ein jeder, anstatt sein Werk vor dem andern zu verbergen, Hilfe und Rat anbieten würde; und diese Güte würde zwei Bildwerke unerhörter Schönheit hervorbringen, deren lieblichstes selbst die Träume der Dichter in den Schatten stellen würde.

Mit Freude nahmen die Bildhauer das Angebot des Tyrannen an, sodass in den folgenden Tagen ihre Sklaven unablässig Meißelhiebe vernahmen. Voreinander verbargen Kalos und Musides ihre Werke nicht, doch waren sie allein für ihre Augen bestimmt. Außer den ihren erblickten keine Augen die beiden göttlichen Gestalten, die geschickte Schläge aus den rohen Klötzen befreiten, in denen sie seit Anbeginn der Welt gefangen waren.

Des Nachts suchte Musides wie ehemals die Festsäule von Tegea auf, während Kalos alleine im Olivenhain wandelte. Doch im Laufe der Zeit bemerkten die Männer einen Mangel an Froh-

sinn in dem einst so sprühenden Musides. Es sei sonderbar, so sprachen sie unter sich, dass ihn die Niedergeschlagenheit ergreifen sollte, da er doch solch gute Aussichten hatte, den höchsten Ruhm der Kunst zu erlangen. Viele Monde verstrichen, doch nichts im mürrischen Antlitz des Musides verriet die kühne Erwartung, die die Umstände hätten entfachen sollen.

Dann sprach Musides eines Tages von der Erkrankung des Kalos, wonach sich niemand mehr über seinen Kummer wunderte, da man um die tiefe und heilige Zuneigung der Bildhauer wusste. Daraufhin gingen viele, um Kalos zu besuchen, und in der Tat bemerkten sie die Blässe seines Gesichtes; doch schien eine freudige Gelassenheit ihn zu umgeben, die seinen Blick magischer wirken ließ als den des Musides – der merklich von Kümernissen abgelenkt war und alle Sklaven beiseitestieß in seinem Eifer, seinem Freund mit eigener Hand aufwarten zu können. Hinter schweren Vorhängen verborgen standen die beiden unvollendeten Standbilder der Tyche, die in letzter Zeit nur selten von dem Kranken und seinem getreuen Gefährten berührt worden waren.

Als Kalos trotz der Dienste ratloser Ärzte und seines emsigen Freundes auf unerklärliche Weise immer schwächer und schwächer wurde, begehrte er häufig, in den Hain getragen zu werden, den er so liebte. Dort bat er darum, dass man ihn allein ließ, als wünschte er mit unsichtbaren Wesen Zwiesprache zu halten. Musides gewährte ihm stets diesen Wunsch, wenngleich seine Augen sich sichtbar mit Tränen füllten bei dem Gedanken, dass Kalos mehr an den Faunen und Dryaden gelegen war als an ihm. Schließlich näherte sich das Ende, und Kalos sprach von Dingen jenseits dieses Lebens. Musides gelobte ihm weinend eine lieblichere Grabstätte als die des Mausolos; doch Kalos bat ihn, nicht mehr von marmornen Herrlichkeiten zu reden. Nur ein Wunsch beherrschte noch die Gedanken des Sterbenden: dass Zweige von gewissen Olivenbäumen des Haines an seiner Ruhstätte eingegraben werden sollten – dicht bei seinem Haupt. Und eines Nachts, als er allein in der Dunkelheit des Olivenhaines saß, starb Kalos.

Schöner als alle Worte war das marmorne Grabmal, das der schwer geprüfte Musides für seinen geliebten Freund schuf. Niemand, es sei denn Kalos selbst, hätte solche Flachreliefe zu gestalten vermocht, auf denen alle Wonnen des Elysiums dargestellt waren. Auch vergaß Musides nicht, nahe dem Haupt des Kalos die Olivenzweige aus dem Hain einzugraben.

Als das erste Ungestüm von Musides' Trauer der Resignation gewichen war, arbeitete er eifrig an seinem Standbild der Tyche. Alle Ehre galt nun ihm, da der Tyrann von Syrakus nur sein Werk oder das des Kalos wollte. Seine Aufgabe erwies sich als Ablenkung von seinen Empfindungen, und mit jedem Tag arbeitete er steter und mied die Lustbarkeiten, an denen er einst Geschmack gefunden hatte. Indessen verbrachte er seine Abende neben dem Grab seines Freundes, wo ein junger Olivenbaum nahe dem Haupt des Ruhenden entsprossen war. So rasch war das Wachstum dieses Baumes und so sonderbar seine Gestalt, dass alle, die ihn erblickten, einen Laut der Überraschung von sich gaben; und Musides schien zugleich fasziniert und abgestoßen davon zu sein.

Drei Jahre nach dem Tode des Kalos sandte Musides einen Boten an den Tyrannen, und auf der Agora von Tegea flüsterte man, dass das mächtige Standbild vollendet sei. Zu diesem Zeitpunkt hatte der Baum neben dem Grab erstaunliche Ausmaße erreicht und übertraf alle anderen Bäume seiner Art; ein einzigartig schwerer Ast reichte über das Gelas, in dem Musides seiner Arbeit nachging. Es kamen ebenso viele Besucher, den wundersamen Baum zu betrachten, wie die Kunst des Bildhauers zu bewundern, sodass Musides selten alleine war. Doch störte er sich nicht an der Vielzahl von Gästen; tatsächlich schien er die Einsamkeit nun zu fürchten, da seine fesselnde Arbeit getan war. Der raue Bergwind, der durch den Olivenhain und am Grabmal seufzte, bildete in unheimlicher Weise entfernt verständliche Laute.

Der Himmel war finster an dem Abend, als die Boten des Tyrannen in Tegea eintrafen. Es war weithin bekannt, dass sie gekommen waren, das große Bildnis der Tyche fortzutragen

und Musides immerwährende Ehren zu überbringen, und so war ihr Empfang durch die *proxenoi* von großer Wärme. Im Laufe der Nacht brach ein heftiger Sturm über dem Gipfel des Maenalus los, und die Männer aus dem fernen Syrakus waren froh, in der Geborgenheit der Stadt zu rasten. Sie sprachen von ihrem erlauchten Tyrannen und von der Pracht seiner Hauptstadt, und sie schwärmten von dem Glanz des Standbildes, das Musides für ihn gefertigt hatte. Und dann sprachen die Männer von Tegea über die Güte des Musides und über seine große Trauer um seinen Freund; und wie nicht einmal der nahende Lorbeerkranz der Kunst ihn über das Verscheiden des Kalos hinwegtrösten konnte, der vielleicht statt seiner diesen Lorbeer getragen hätte. Von dem Baum, der beim Grabmahl wuchs, nahe dem Haupt des Kalos, sprachen sie auch. Der Wind kreischte noch entsetzlicher, und sowohl die Männer von Syrakus als auch die Arkadier beteten zu Äolos.

Im Sonnenschein des Morgens führten die *proxenoi* die Boten des Tyrannen den Abhang hinauf zur Wohnstatt des Bildhauers, doch der Nachtwind hatte Seltsames angerichtet. Aus einer Szene der Verwüstung erschollen die Schreie der Sklaven, und inmitten des Olivenhaines erhoben sich nicht länger die strahlenden Säulen der Halle, in der Musides geträumt und gearbeitet hatte. Verwaist und zerborsten klagten die bescheidenen Höfe und Fundamentmauern, denn auf das prächtige größere Peristyl war geradewegs der schwere überhängende Ast des seltsamen jungen Baumes gefallen und hatte so das erhabene Gedicht aus Marmor mit sonderbarer Vollständigkeit in einen unansehnlichen Schutthaufen verwandelt. Die Fremden und die Einwohner Tegeas standen entsetzt da und blickten von der Verwüstung auf den großen finstren Baum, der auf so unheimliche Weise menschlich aussah und dessen Wurzeln so seltsam in das Grab des Kalos reichten. Und ihre Furcht und Bestürzung nahmen zu, als sie das eingestürzte Haus durchsuchten, denn vom edlen Musides und dem wundersam gefertigten Bildnis der Tyche war keine Spur zu entdecken. Inmitten dieser gewaltigen Ruinen hauste allein das Chaos, und die Vertreter der

beiden Städte verließen enttäuscht den Ort; die Männer aus Syrakus, weil sie kein Standbild hatten, um es nach Hause zu bringen; die Bewohner Tegeas, weil sie keinen Künstler zu bekränzen hatten. Die Männer von Syrakus erstanden indes nach einer Weile eine überaus prachtvolle Statue in Athen, und die Bewohner Tegeas trösteten sich, indem sie auf der Agora einen marmornen Tempel zum Gedenken an die Gaben, Tugenden und brüderliche Ehrfurcht des Musides errichteten.

Doch der Olivenhain steht noch immer, ebenso wie der Baum, der aus dem Grabe des Kalos wächst, und der alte Bienenzüchter erzählte mir, dass die Äste zuweilen im Nachtwind miteinander flüstern und immer wieder sagen: »*Oida! Oida!* – Ich weiß! Ich weiß!«

HYPNOS

Da wir gerade vom Schläfe reden, jenem finstren Abenteuer all unsrer Nächte, so können wir sagen, dass die Menschen jeden Tag mit einer Kühnheit zu Bett gehen, die unbegreiflich wäre, wüssten wir nicht, dass sie die Folge der Unkenntnis der Gefahr ist.

– Baudelaire

Mögen die gnädigen Götter, so es sie denn gibt, über jene Stunden wachen, da keine Willenskraft oder eine von menschlichem Verstand geschaffene Droge mich vor dem Abgrund des Schlafes zu bewahren vermag. Der Tod ist gnädig, denn bei ihm gibt es kein Zurück, doch derjenige, der aus den tiefsten Kammern der Nacht wiedergekehrt ist, gequält und wissend, findet keinen Frieden mehr. Ein Narr war ich, mit solch ungeduldetem Wahn in Geheimnisse einzutauchen, die zu durchdringen keinem Menschen gestattet ist; ein Narr oder ein Gott war er – mein einziger Freund, der mich führte, mir voranging und am Ende in Schrecknissen versank, die mir noch bevorstehen mögen!

Wir trafen uns, so erinnere ich mich, auf einem Bahnhof, wo er sich inmitten einer neugierigen Pöbelschar befand. Er war ohnmächtig und in eine Art von Krampf verfallen, der seinem schlanken, schwarz gekleideten Körper eine sonderbare Starrheit verlieh. Ich glaube, er ging damals auf die vierzig zu, denn sein fahles und hohlwangiges, dabei ovales und eigentlich schönes Gesicht zeichneten tiefe Furchen; graue Strähnen durchzogen das dichte, gewellte Haar und den schmalen Vollbart, die einst von tiefstem Rabenschwarz gewesen waren. Seine Stirn war so weiß wie der Marmor des Pentelikon und von einer fast göttergleichen Höhe und Breite.

Mit aller Leidenschaft eines Bildhauers sagte ich mir, dass dieser Mann eine Faunsstatue aus dem antiken Hellas war, ausgegraben aus den Ruinen eines Tempels und in unsrem erstickenden Zeitalter irgendwie zum Leben erweckt, nur um die Kälte und den Druck niederschmetternder Jahre zu spüren. Und als er seine großen, eingesunkenen und wild leuchtenden schwarzen Augen aufschlug, da wusste ich, dass er von nun an mein einziger Freund sein würde – der einzige Freund eines Mannes, der nie zuvor einen Freund sein eigen genannt hatte –, denn ich sah, dass solche Augen die Größe und den Schrecken von Reichen jenseits des normalen Bewusstseins und der Wirklichkeit geschaut haben mussten; Reiche, nach denen ich mich in meiner Fantasie gesehnt, doch die ich vergebens gesucht hatte. Als ich dann die Gafferschar auseinandertrieb, sagte ich ihm, er müsse mich nach Hause begleiten und mein Lehrer und Führer in unergründlichen Geheimnissen werden, und er erklärte sein Einverständnis, ohne ein Wort zu sprechen. Später fand ich heraus, dass seine Stimme Musik war – die Musik tiefer Bratschen und kristallener Sphären. Wir sprachen oft des Nachts und am Tage, wenn ich Büsten von ihm meißelte und Miniaturköpfe aus Elfenbein schnitzte, um seinen verschiedenen Gesichtsausdrücken Unsterblichkeit zu verleihen.

Von unsren Studien kann ich unmöglich berichten, da sie so wenig mit dieser Welt zu tun hatten, wie lebende Menschen es sich nur vorstellen können. Sie gehörten jenem gewaltigeren und abstoßenderen Weltall trüben Wesens und Bewusstseins an, das tiefer liegt als Materie, Zeit und Raum, und dessen Existenz wir nur in gewissen Formen des Schlafes ahnen – in jenen seltenen Träumen jenseits der Träume, die nie zu den gewöhnlichen Menschen kommen, aber ein oder zwei Mal im Leben der Fantasievollen. Der Kosmos unsres wachen Wissens, der aus einem solchen Universum geboren wird wie eine Seifenblase aus der Pfeife eines Hofnarren, berührt es nur, wie eine solche Blase ihren sardonischen Ursprung berühren mag, wenn die Laune des Narren sie zurücksaugt. Belesene Männer wissen

wenig davon und ignorieren es zumeist. Weise Männer haben Träume gedeutet, und die Götter haben gelacht. Ein Mann mit orientalischen Augen hat gesagt, Zeit und Raum seien relativ, und die Menschen haben gelacht. Doch selbst dieser Mann mit den orientalischen Augen hatte nur gemutmaßt. Mein Wunsch und Bestreben war es, mehr als nur zu vermuten, und auch mein Freund hatte dies versucht, und es war ihm zum Teil geglückt. Dann versuchten wir beide es gemeinsam, und mit exotischen Drogen lockten wir schreckliche und verbotene Träume in die Turmkammer des alten Landsitzes im rauen Kent.

Zu den Qualen der Tage danach zählte die schwerste aller Martern – die Sprachlosigkeit. Was ich in jenen Stunden der ketzerischen Erforschung erfuhr und schaute, kann niemals berichtet werden – in jeder Sprache mangelt es an Sinnbildern und Andeutungen dafür. Ich sage dies, weil unsere Erfahrungen von Anfang bis Ende nur das Wesen von Empfindungen annahmen; Empfindungen, die mit keinem Eindruck in Beziehung stehen, den das Nervensystem eines gewöhnlichen Menschen zu empfangen imstande ist. Es waren Empfindungen, doch in ihnen lagen unglaubliche Elemente von Zeit und Raum – Dinge, die im Grunde keine eigene und bestimmte Existenz besitzen. Menschliche Sprache kann das allgemeine Wesen unsrer Erfahrungen am besten wiedergeben, indem sie jene als Sturz oder Emporsteigen beschreibt; denn in jedem Moment der Offenbarung brach ein Teil unsres Geistes auf kühne Weise los von allem Wirklichem und Gegenwärtigem und rauschte ätherisch an schockierenden, lichtlosen und angstgeplagten Abgründen vorüber und durchbrach gelegentlich gewisse ausgeprägte und typische Hindernisse, die man nur als zähe, ungefüge Dunstwolken beschreiben kann.

In jenen schwarzen und körperlosen Flügen waren wir manchmal allein und manchmal beisammen. Waren wir beisammen, so befand sich mein Freund stets weit vorn; ich konnte seine Gegenwart trotz der Gestaltlosigkeit anhand einer Art bildhafter Erinnerung erfassen, in der mir sein Gesicht erschien, vergoldet von einem sonderbaren Licht und erschreckend in seiner

unheimlichen Schönheit, mit seinen ungewöhnlich jugendlichen Wangen, seinen flammenden Augen, der olympischen Stirn und dem schattigen Haar und Bart.

Über das Verstreichen der Zeit führten wir kein Protokoll, denn die Zeit war uns zur schieren Illusion geworden. Ich weiß nur, dass etwas sehr Eigenartiges geschehen sein muss, da wir uns schließlich darüber wunderten, weshalb wir nicht älter wurden. Unser Diskurs war unheilig und stets auf fürchterliche Weise ehrgeizig – kein Gott oder Dämon hätte Entdeckungen und Eroberungen wie jene ersinnen können, die wir flüsternd planten. Ich erschauere, wenn ich darüber spreche, und getraue mich nicht, deutlicher zu werden; jedoch will ich sagen, dass mein Freund einmal auf Papier einen Wunsch niederschrieb, den er nicht zu äußern wagte und der mich dazu brachte, das Papier zu verbrennen und entsetzt aus dem Fenster in den sternenfunkelnden Nachthimmel zu blicken. Ich will andeuten – bloß andeuten –, dass er Absichten hegte, die die Herrschaft über das sichtbare Weltenall und mehr umfassten; Absichten, nach denen die Erde und die Sterne sich auf sein Geheiß bewegen würden und das Geschick aller Lebewesen in seiner Hand läge. Ich beteuere – ich schwöre –, dass ich dieses maßlose Streben nicht teilte. Alles Gegenteilige, was mein Freund darüber gesagt oder geschrieben haben mag, muss auf einem Irrtum beruhen, denn ich bin kein so starker Mann, der sich in jene unbeschreiblichen Sphären vorwagt, durch die allein man Erfolg erringen mag.

Es gab eine Nacht, da uns Winde aus unbekanntem Räumen unwiderstehlich in grenzenlose Leeren jenseits allen Denkens und Seins wirbelten. Wahrnehmungen der wahnsinnigsten und unvermittelbarsten Art stürzten auf uns ein; Wahrnehmungen der Unendlichkeit, die uns zu diesem Zeitpunkt vor Wonnen erbeben ließen, die sich heute jedoch einesteils meiner Erinnerung entziehen und andernteils unmöglich mitgeteilt werden können. Zähflüssige Hindernisse wurden in rascher Folge durchbrochen, und endlich spürte ich, dass wir in Reiche eindrangen, die entlegener waren als alle je zuvor entdeckten.

Mein Freund hatte einen gewaltigen Vorsprung, als wir in dieses furchterregende Meer jungfräulichen Äthers tauchten, und ich konnte finstres Frohlocken auf seinem verschwommenen, leuchtenden, allzu jugendlichen Erinnerungsgesicht erkennen. Mit einem Male wurde dieses Gesicht trüb und verschwand rasch, und binnen kurzem fand ich mich gegen ein Hindernis geworfen, das ich nicht zu durchdringen vermochte. Es war wie die andern, doch ungleich dichter; eine klebrig-feuchte Masse, sofern man solche Begriffe auf entsprechende Eigenschaften in einer nicht materiellen Sphäre anwenden kann.

Ich war, so fühlte ich, von einer Barriere aufgehalten worden, die mein Freund und Führer erfolgreich passiert hatte. Als ich von Neuem damit rang, gelangte ich ans Ende des Drogenraumes und schlug meine leiblichen Augen im Turmatelier auf, wo in der gegenüberliegenden Ecke die blasse und noch bewusstlose Gestalt meines Traumgefährten lag, unheimlich ausgezehrt und auf wilde Weise schön, als der Mond goldgrünes Licht auf seine marmornen Züge goss.

Nach kurzer Zeit regte sich die Gestalt in der Ecke; und möge der Himmel in seiner Gnade mich davor bewahren, noch einmal etwas Derartiges zu erleben, wie es sich nun vor mir abspielte. Ich vermag nicht zu schildern, wie er schrie oder welche Visionen unergründlicher Höllen eine Sekunde lang in seinen schwarzen Augen im Wahn der Angst aufleuchteten. Ich kann nur sagen, dass ich das Bewusstsein verlor und mich nicht regte, bis er sich selbst erholte und mich schüttelte in seinem Wahnsinn, dass jemand Entsetzen und Elend von ihm abhalten möge.

Dies war das Ende unserer freiwilligen Erkundungen in den Höhlen der Träume. Angsterfüllt, erschüttert und unheilvoll ersuchte mich mein Freund, der jenseits der Grenze gewesen war, uns nie wieder in jene Reiche zu begeben. Was er gesehen hatte, wagte er mir nicht zu berichten; doch aus seinem Wissen heraus sagte er, dass wir nur so wenig wie möglich schlafen dürften, selbst wenn wir Drogen benötigten, um uns wach zu halten. Dass er Recht hatte, erfuhr ich bald aus der unaussprechlichen Furcht, die mich ergriff, sobald mein Bewusstsein nachließ.

Nach jedem kurzem und unausweichlichem Schlummer schien ich älter geworden zu sein, während mein Freund mit einer fast bestürzenden Schnelligkeit alterte. Es ist scheußlich, wenn sich fast beim Hinschauen Falten bilden und das Haar weiß wird. Unsere Lebensweise hatte sich nun völlig gewandelt. Bislang ein Einsiedler, soweit ich weiß – seinen wirklichen Namen und seine Herkunft verriet er mir nie –, wurde mein Freund nun panisch in seiner Furcht vor der Einsamkeit. Des Nachts wollte er nie alleine sein, und auch die Gesellschaft einiger weniger Menschen genügte ihm nicht. Erleichterung fand er einzig in Lustbarkeiten der gewöhnlichsten und ungestümsten Art; weshalb wenige Versammlungsorte der Jungen und Ausgelassenen uns unbekannt blieben.

Unser Erscheinungsbild und Alter schien in den meisten Fällen Hohn hervorzurufen, der mir zuwider war, den mein Freund indes als geringeres Übel erachtete als die Einsamkeit. Insbesondere ängstigte er sich davor, im Freien alleine zu sein, wenn die Sterne schienen, und war er dem gezwungenermaßen ausgesetzt, so blickte er häufig verstohlen zum Himmel, als suche ihn von dort etwas Ungeheuerliches heim. Er blickte nicht immer an dieselbe Stelle des Himmels – es schienen verschiedene Punkte zu verschiedenen Zeiten zu sein. An Frühlingsabenden lag diese Stelle tief im Nordosten. Im Sommer befand sie sich nahe darüber. Im Herbst lag sie im Nordwesten. Im Winter war es der Osten, aber meistens nur in den frühen Morgenstunden.

Die Abende um die Wintersonnenwende herum schienen für ihn am wenigsten Schrecken zu bergen. Erst nach zwei Jahren brachte ich diese Furcht mit etwas Konkretem in Zusammenhang; ich begriff allmählich, dass er auf eine bestimmte Stelle am Himmelszelt blickte, deren Lage zu verschiedenen Zeiten mit der Richtung seines Blickes übereinstimmte – eine Stelle, die ungefähr von dem Sternbild Corona Borealis bezeichnet wird.

Wir hatten nun ein Atelier in London, trennten uns nie, sprachen aber niemals über die Tage, da wir versucht hatten,

die Geheimnisse der unwirklichen Welt zu ergründen. Wir waren gealtert und geschwächt von Drogen, Ausschweifungen und nervlichen Überreizungen, und das ausdünnende Haar und der Bart meines Freundes waren weiß wie Schnee geworden. Unsre Unabhängigkeit von langen Schlafphasen war überraschend, denn selten gaben wir uns mehr denn ein oder zwei Stunden dem Schatten hin, der zu einer so fürchterlichen Bedrohung erwachsen war.

Dann kam ein Januar voll Nebel und Regen, als uns das Geld ausging und Drogen schwer zu besorgen waren. Meine Standbilder und Elfenbeinbüsten waren bereits alle verkauft, und ich hatte weder die Mittel, mir neues Material zu beschaffen, noch die Kraft, es zu bearbeiten, selbst wenn ich darüber verfügt hätte. Wir litten schrecklich, und in einer gewissen Nacht versank mein Freund in einen tiefen Schlaf, aus dem ich ihn nicht erwecken konnte. Ich kann mich der Szene nun entsinnen – das elende pechschwarze Mansardenatelier unter dem Dachgesims, auf das der Regen trommelte; das Ticken unsrer einzigen Uhr; das eingebildete Ticken unsrer Taschenuhren, die auf der Kommode lagen; das Quietschen eines losen Fensterladens in einem entlegenen Teil des Hauses; gewisse entfernte Geräusche der Stadt, von Nebel und Entfernung gedämpft; und, am schlimmsten von allen, das tiefe, stete, unheimliche Atmen meines Freundes auf dem Sofa – ein gleichmäßiges Atmen, das Augenblicke unirdischer Angst und die Qual seines Geistes zu bemessen schien, als dieser in verbotenen Sphären wandelte, unvorstellbar und entsetzlich weit entfernt.

Die Anspannung meiner Nachtwache wurde bedrückend, und eine wüste Folge trivialer Eindrücke und Zusammenhänge stürmte durch meinen fast zerrütteten Geist. Ich hörte irgendwo eine Uhr schlagen – nicht die unsre, denn die schlug nicht die Stunde –, und meine morbide Einbildung fand darin einen neuen Ausgangspunkt für müßiges Umherschweifen. Uhren – Zeit – Raum – Unendlichkeit – und dann kehrte meine Fantasie zum Ort des Geschehens zurück, als ich darüber nachsann, dass selbst jetzt jenseits des Hausdachs und des Nebels und des

Regens und der Atmosphäre Corona Borealis, die Nördliche Krone, im Nordosten aufging. Ein Sternbild, das mein Freund zu fürchten schien und dessen funkelnder Halbkreis von Sternen auch jetzt ungesehen durch die unermesslichen Abgründe des Äthers leuchten musste. Sogleich schienen meine fieberhaft empfindlichen Ohren einen neuen und gänzlich eigenen Ton in dem Durcheinander der durch Drogen verstärkten Geräusche zu erkennen – ein leises und verdammenswert beharrliches Winseln von sehr weit her; es leierte, lärmte, höhnte und rief *aus dem Nordosten*.

Doch war es nicht jenes ferne Gewinsel, das mich meiner Kräfte beraubte und meiner Seele ein solches Siegel der Furcht aufdrückte, das mein Lebtage nicht mehr entfernt werden kann; nicht das, was die Schreie auslöste und die Krämpfe hervorrief, die die Hausbewohner und Polizisten dazu brachten, die Tür einzuschlagen. Es war nicht, was ich hörte, sondern was ich sah; denn in jenem finsternen, verschlossenen und mit Vorhängen versehenen Zimmer erschien aus der schwarzen nordöstlichen Ecke ein Strahl entsetzlichen rotgoldnen Lichtes – ein Strahl, von dem kein Leuchten ausging, das Dunkel zu vertreiben, sondern der nur auf das ruhende Haupt des unruhigen Schlafenden strömte und in scheußlicher Nachahmung das strahlende und sonderbar jugendliche Erinnerungsgesicht hervorbrachte, das ich in Träumen von abgründigen Räumen und entfesselter Zeit gekannt hatte, als mein Freund die Grenze zu jenen geheimen, verbotenen und innersten Kavernen des Alutraums überschritten hatte.

Als ich hinblickte, sah ich das Haupt sich erheben, die schwarzen, feuchten und tief eingesunkenen Augen vor Entsetzen geweitet, und die dünnen, umschatteten Lippen teilten sich wie zu einem Schrei, der zu fürchterlich war, um gehört zu werden. In jenem gespenstischen und geschmeidigen Gesicht, das da körperlos, leuchtend und verjüngt in der Schwärze erstrahlte, lag mehr schiere, strotzende, hirnzermürende Angst, als der Rest von Himmel und Erde mir je offenbarten.

Kein Wort wurde laut, als das entfernte Geräusch immer näher

und näher kam, doch als ich dem irren Blick des Erinnerungsgesichtes entlang jenem verfluchten Lichtstrahl zu seinem Ursprung folgte, dem Ursprung, woher auch das Winseln kam, sah ich einen Augenblick lang, was er sah, und mit dröhnenden Ohren fiel ich in jenen schreienden Epilepsieanfall, der die Mitbewohner und Polizisten auf den Plan rief. Sosehr ich mich auch bemühen mag, ich könnte nie sagen, was ich denn gesehen hatte; noch könnte dies das reglose Gesicht, denn obgleich es wohl mehr sah als ich, wird es nie wieder sprechen. Doch stets werde ich mich hüten vor dem höhnischen und unersättlichen Hypnos, dem Herrn des Schlafes, vor dem Nachthimmel und vor dem irren Ehrgeiz von Wissenschaft und Philosophie.

Was genau geschah, ist unbekannt, denn nicht nur wurde mein eigener Geist von der sonderbaren und scheußlichen Sache zerrüttet, auch andere wurden von einem Vergessen heimgesucht, das nichts als Wahnsinn bedeuten kann. Sie haben behauptet, aus welchem Grunde weiß ich nicht, ich hätte niemals einen Freund gehabt; allein Kunst, Philosophie und Tollheit hätten mein ganzes tragisches Leben erfüllt. Die Mitbewohner und Polizisten trösteten mich in jener Nacht, und der Arzt verabreichte mir etwas zur Beruhigung, doch niemand sah, welch albtraumhaftes Geschehen sich zugetragen hatte. Mein niedergestreckter Freund erweckte kein Mitgefühl in ihnen, stattdessen überhäuften sie mich für das, was sie auf dem Sofa im Atelier fanden, mit Lob, das mich mit Ekel erfüllte – und nun mit Ruhm, den ich verzweifelt zurückweise, während ich stundenlang dasitze, graubärtig, verkümmert, zitterig, drogenbenebelt und zerbrochen, und das Objekt verehere und anbeete, das sie fanden.

Denn sie bestreiten, dass ich mein letztes Bildwerk verkauft hätte, und weisen voller Entzücken auf das Ding, das der leuchtende Lichtstrahl kalt, versteinert und stumm zurückließ. Es ist dies alles, was von meinem Freunde übrig blieb; von dem Freund, der mich in Wahnsinn und Ruin führte – ein göttliches Haupt aus einem Marmor, wie ihn einzig das alte Hellas hervorbrachte, erfüllt von Jugend, die außerhalb der Zeit steht,

und mit wunderschönem bärtigen Antlitz, geschwungenen, lächelnden Lippen, olympischer Stirn und dichten Locken, gewellt und von Mohnblumen umkränzt. Sie sagen, dieses ergreifende Erinnerungsgesicht sei nach meinem eigenen geschaffen, so wie es mit fünfundzwanzig Jahren aussah; doch auf dem marmornen Sockel steht in den Lettern Attikas ein einziger Name eingraviert: HYPNOS.

IRANONS SUCHE

In die Granitstadt Teloth wanderte der mit Weinlaub bekränzte Jüngling, sein blondes Haar schimmerte von Myrrhe, und sein Purpurgewand war zerrissen von den Dornensträuchern des Berges Sidrak, der auf der anderen Seite der uralten Steinbrücke liegt. Die Menschen von Teloth sind finster und streng und wohnen in viereckigen Häusern, und mit gerunzelter Stirne fragten sie den Fremden, woher er gekommen und was sein Name und sein Schicksal sei. Und so sprach der Jüngling: »Ich bin Iranon, und ich komme aus Aira, einer entlegenen Stadt, derer ich mich nur dunkel entsinne, die ich indes wiederzufinden strebe. Ich bin ein Sänger von Liedern, die ich in der fernen Stadt erlernte, und meine Berufung ist es, mit den Dingen, an die ich mich aus der Kindheit erinnere, Schönheit zu erschaffen. Mein Reichthum besteht aus kleinen Erinnerungen und Träumen und Hoffnungen, von denen ich in Gärten singe, wenn der Mond sanft ist und der Westwind die Lotosknospen wiegt.«

Als die Menschen von Teloth dies vernahmen, flüsterten sie untereinander; denn obwohl es in der Granitstadt weder Lieder noch Lachen gibt, blicken die strengen Menschen doch im Frühling zuweilen zu den Karthianischen Hügeln und denken an die Lauten des fernen Oonai, von denen Reisende berichteten. Und da sie daran dachten, baten sie den Fremden zu bleiben und auf dem Platz vor dem Turm von Mlin zu singen, obwohl sie weder die Farbe seines zerrissenen Gewandes mochten noch die Myrrhe in seinem Haar oder den Kranz aus Weinlaub und die Jugend seiner goldenen Stimme. Am Abend sang Iranon, und als er sang, betete ein alter Mann, und ein Blinder sagte, er sähe einen Heiligenschein um des Sängers Haupt. Doch die meisten Menschen von Teloth gähnten, und

manche lachten und gingen schlafen; denn Iranon berichtete nichts Nützliches, sondern sang nur von seinen Erinnerungen, seinen Träumen und seinen Hoffnungen.

»Ich entsinne mich des Dämmerlichtes, des Mondes und der sanften Lieder, und des Fensters, unter dem man mich in den Schlaf wiegte. Und vor dem Fenster lag die Straße, wo goldene Lichter schienen und die Schatten auf Häusern aus Marmor tanzten. Ich entsinne mich des Fleckens Mondlicht auf dem Boden, das wie kein andres Licht war, und der Visionen, die in den Mondstrahlen tanzten, wenn meine Mutter für mich sang. Und ich entsinne mich auch der Morgensonne, strahlend über den farbenfrohen Hügeln im Sommer, und des süßen Duftes der Blumen, den der Südwind mit sich trug, der die Bäume singen machte.

O Aira, Stadt aus Marmor und Beryll, wie groß ist die Zahl deiner Schönheiten! Wie liebte ich die warmen und duftenden Haine jenseits des gläsernen Nithra und die Wasserfälle des winzigen Kra, der durchs grüne Tal floss! In jenen Hainen und in diesem Tal flochten die Kinder einander Kränze, und in der Abenddämmerung träumte ich seltsame Träume unter den Yathbäumen auf dem Berge, wo ich unter mir die Lichter der Stadt sah und den gewundenen Nithra, der ein Sternenband widerspiegelte.

Und in der Stadt gab es Paläste aus geädertem und farbigem Marmor mit goldenen Kuppeln und bemalten Mauern und grünen Gärten mit himmelblauen Teichen und kristallinen Quellen. Oft spielte ich in den Gärten und watete in den Teichen und lag und träumte zwischen fahlen Blumen unter den Bäumen. Zuweilen erstieg ich bei Sonnenuntergang die lange hügelige Straße zur Zitadelle und dem offenen Platz und blickte hinab auf Aira, die magische Stadt aus Marmor und Beryll, prachtvoll in einem Gewand goldener Flammen.

Lange vermisse ich dich schon, Aira, denn ich war noch jung, da wir ins Exil gingen; doch mein Vater war dein König, und ich werde wieder zu dir kommen, denn so hat das Schicksal es verfügt. In sieben Landen habe ich nach dir gesucht, und eines

Tages werde ich über deine Haine und Gärten herrschen, deine Straßen und Paläste, und ich werde vor Menschen singen, die wissen, wovon ich singe, und die nicht lachen und sich abwenden. Denn ich bin Iranon, der ein Prinz war in Aira.«

In jener Nacht brachten die Menschen von Teloth den Fremden in einem Stall unter, und am Morgen kam ein Archont zu ihm und sagte, er solle in die Werkstatt von Athok dem Schuster gehen und diesem als Lehrling dienen.

»Aber ich bin Iranon, ein Sänger von Liedern«, erwiderte er, »und mein Herz schlägt nicht für des Schusters Gewerbe.«

»Jedermann in Teloth muss Arbeit verrichten«, entgegnete der Archont, »denn so schreibt das Gesetz es vor.« Da sprach Iranon: »Wofür verrichtet ihr Arbeit; ist es nicht aus dem Grunde, dass ihr lebt und glücklich seid? Wenn ihr euch nur plagt, um noch mehr arbeiten zu können, wann soll das Glück euch finden? Ihr arbeitet, um zu leben, doch ist das Leben nicht für Schönheit und Gesang geschaffen? Wenn ihr keine Sänger in eurer Mitte duldet, was sind dann die Früchte eurer Mühen? Arbeit ohne Gesang ist wie eine mühselige Reise ohne Ziel. Wäre der Tod da nicht von größerem Liebreiz?« Doch der Archont war verdrossen und verstand ihn nicht, und er tadelte den Fremden. »Du bist ein sonderbarer Jüngling, und ich mag weder dein Antlitz noch deine Stimme. Die Worte, die du sprichst, sind lästerlich, denn die Götter von Teloth haben verkündet, dass Arbeit gut ist. Unsere Götter geloben uns einen Hafen aus Licht jenseits des Todes, wo es Rast ohne Ende geben wird und kristallene Kühle, worin niemand seinen Geist mit Gedanken oder seine Augen mit Schönheit plagen wird. Geh du nun zu Athok dem Schuster oder verlasse die Stadt vor Sonnenuntergang. Alle hier müssen dienen, und Gesang ist Torheit.«

So verließ Iranon den Stall und schritt über die engen Steinstraßen zwischen den finstren quadratischen Granithäusern auf der Suche nach Grün, denn alles war aus Stein. Die Gesichter der Menschen waren finster, doch an dem steinernen Damm des trägen Flusses Zuro saß ein kleiner Junge mit traurigen Augen, der ins Wasser blickte, um grün knospende Zweige zu

sehen, die vom Hochwasser die Hügel hinabgespült wurden. Und der Knabe sprach zu ihm: »Bist du nicht der, von dem die Archonten sagen, er suche eine ferne Stadt in einem schönen Land? Ich bin Romnod und geboren aus dem Blute Teloths, doch bin ich nicht erfahren in den Bräuchen der Granitstadt und sehne mich jeden Tag nach warmen Hainen und fernen Landen der Schönheit und des Gesangs. Jenseits der Karthianischen Hügel liegt Oonai, die Stadt der Lauten und des Tanzes, über die alle Menschen flüstern und sagen, sie sei lieblich und schrecklich zugleich. Dorthin würde ich gehen, wäre ich alt genug, den Weg zu finden, und dorthin solltest du gehen, auf dass du dort singst und Menschen dir lauschen. Lass uns die Stadt Teloth verlassen und gemeinsam über die Frühlingshügel ziehen. Du kannst mir die Bräuche des Reisens zeigen, und ich werde des Abends deinen Liedern lauschen, wenn ein Stern nach dem andern dem Geist der Träumer Träume schenkt. Und es mag sein, dass Oonai, die Stadt der Lauten und des Tanzes, gar das schöne Aira ist, nach dem du suchst, denn es heißt, dass du von Aira seit langer Zeit nichts mehr weißt, und Namen werden oft geändert. Lass uns nach Oonai ziehen, o Iranon mit dem goldenen Haupt, wo die Menschen unsre Sehnsüchte kennen, uns wie Brüder willkommen heißen und niemals lachen oder murren über das, was wir sagen.« Und Iranon entgegnete: »So sei es, mein Kleiner; sehnt sich jemand an diesem steinernen Ort nach Schönheit, so muss er über die Berge ziehen und weiter; ich lasse dich nicht am Ufer des trägen Zuro schmachten. Doch glaube nicht, dass Wonne und Verständnis gleich jenseits der Karthianischen Hügel wohnen, oder an irgendeinem Orte, den du finden kannst nach einem Tag oder einem Jahr oder auch nach fünf Jahren. Siehe, als ich klein war wie du, da lebte ich im Tal von Narthos am kalten Xari, wo niemand meinen Träumen lauschen mochte; und ich sagte mir, wenn ich älter sei, würde ich nach Sinara am südlichen Hang ziehen und auf dem Marktplatz vor den lächelnden Dromedarhütern singen. Doch als ich nach Sinara kam, sah ich, dass die Dromedarhüter allesamt betrunken und

lästerlich waren, und ihre Lieder waren nicht wie die meinen, und so fuhr ich in einem Flussboot den Xari hinab nach Jaren mit seinen Onyxmauern. Aber die Krieger von Jaren lachten über mich und verjagten mich, sodass ich zu vielen anderen Städten wanderte. Ich habe Stethelos gesehen, das unter dem großen Sturzbach liegt, und ich habe das Marschland erblickt, wo Sarnath dereinst stand. Ich war in Thraa, Harnek und Kadatheron am gewundenen Flusse Ai, und lange lebte ich in Olathoe im Lande Lomar. Doch obwohl ich zuweilen Zuhörer hatte, waren es doch stets wenige, und ich weiß, dass Willkommen mich nur in Aira erwartet, der Stadt aus Marmor und Beryll, wo mein Vater einst als König herrschte. So wollen wir nach Aira suchen, wengleich es gut wäre, das ferne und lautengesegnete Oonai jenseits der Karthianischen Hügel aufzusuchen, das tatsächlich Aira sein mag, obschon ich das nicht glaube. Airas Schönheit übersteigt das Vorstellungsvermögen, und niemand kann davon ohne Verzückerung sprechen, während über Oonai die Kameltreiber lüstern tuscheln.«

Bei Sonnenuntergang verließen Iranon und der kleine Romnod Teloth und wanderten lange Zeit über die grünen Hügel und durch die kühlen Wälder. Der Weg war holprig und finster, und nie schienen sie Oonai, der Stadt der Lauten und des Tanzes, näher zu kommen; doch in der Abenddämmerung, wenn die Sterne aufgingen, sang Iranon von Aira und seinen Schönheiten, und Romnod lauschte ihm, sodass beide in gewisser Weise glücklich waren. Sie aßen reichlich von den Früchten und roten Beeren und bemerkten nicht das Verstreichen der Zeit, doch viele Jahre mussten verfließen sein. Der kleine Romnod war nun nicht mehr so klein, und seine Stimme klang tief und nicht mehr schrill, obgleich Iranon stets derselbe blieb und sein goldenes Haar mit Weinlaub und duftenden Harzen schmückte, die er in den Wäldern fand. So kam es, dass Romnod eines Tages älter zu sein schien als Iranon, obwohl er sehr klein gewesen war, als Iranon ihn in Teloth am trägen steinufergesäumten Zuro gefunden hatte, wo er nach grün knospenden Zweigen Ausschau hielt.

Dann eines Nachts, als der Mond voll war, gelangten die Reisenden an einen Bergkamm und blickten hinab auf die unzähligen Lichter von Oonai. Bauern hatten ihnen gesagt, sie seien Oonai nahe, und Iranon wusste, dass dies nicht seine Heimatstadt Aira war. Die Lichter von Oonai waren nicht wie jene Airas; denn sie waren hart und blendend, indes die Lichter Airas so sanft und magisch leuchteten wie das Mondlicht auf dem Boden vor dem Fenster, an dem Iranons Mutter ihn dereinst in den Schlaf gesungen hatte. Doch war Oonai eine Stadt der Lauten und des Tanzes, und so stiegen Iranon und Romnod den steilen Abhang hinab, auf dass sie Menschen finden mochten, denen Lieder und Träume eine Wonne waren. Als sie in die Stadt kamen, fanden sie rosenbekränzte Zecher, die von Haus zu Haus zogen und sich aus Fenstern und von Balkonen neigten, um den Liedern Iranons zu lauschen und ihm Blumen zuzuwerfen und Beifall zu spenden, als er geendet hatte. Da glaubte Iranon einen Augenblick lang, er hätte jene gefunden, die dachten und fühlten wie er, wenn gleich die Stadt nicht ein Hundertstel so schön war wie Aira.

Als der Morgen dämmerte, blickte Iranon sich mit Bestürzung um, denn die Kuppeln von Oonai schimmerten nicht golden in der Sonne, sondern waren grau und trostlos. Die Menschen von Oonai waren bleich vom Zechen und dumpf vom Wein, und sie glichen nicht den strahlenden Menschen von Aira. Doch da die Leute ihm Blumen zugeworfen und seine Lieder gepriesen hatten, blieb Iranon, und Romnod mit ihm, der die Festlichkeiten der Stadt mochte und in seinem dunklen Haar Rosen und Myrthen trug. Oft sang Iranon des Nachts vor den Zechern, doch blieb er stets wie zuvor, gekrönt nur vom Weinlaub der Berge und voller Erinnerung an die Marmorstraßen von Aira und den gläsernen Nithra. In den freskengeschmückten Hallen des Herrschers sang er auf einem kristallinen Podium über einem spiegelgleichen Fußboden, und beim Singen brachte er seinen Zuhörern Bilder, bis der Boden alte, schöne und halb vergessene Dinge zu spiegeln schien anstelle der vom Wein geröteten Zecher, die ihn mit Rosen überhäuften. Und

der König hieß ihn, sein zerrissenes Purpurgewand abzulegen, und kleidete ihn in Satin und Goldbrokat, mit Ringen aus grüner Jade und Armreifen aus getöntem Elfenbein, und er gab ihm ein vergoldetes und gobelingeschmücktes Gemach mit einem Bett aus edlem geschnitzten Holz mit einem Baldachin und Decken aus blumenbestickter Seide. So lebte Iranon in Oonai, der Stadt der Lauten und des Tanzes.

Es ist nicht bekannt, wie lange Iranon in Oonai verweilte, doch eines Tages brachte der König wild wirbelnde Tänzer aus der Liranischen Wüste und dunkelhäutige Flötenspieler aus Drinen im Osten in den Palast, und danach warfen die Zecher ihre Rosen nicht mehr so häufig Iranon als vielmehr den Tänzern und Flötenspielern zu. Und mit jedem Tag wurde jener Romnod, der im granitenen Teloth ein kleiner Junge gewesen war, ungehobelter und geröteter vom Wein, bis er immer seltener träumte und mit weniger Entzücken den Liedern Iranons lauschte. Doch obschon Iranon traurig war, so hörte er mit dem Singen nicht auf, und des Abends erzählte er wieder von seinen Träumen von Aira, der Stadt aus Marmor und Beryll. Dann schnarchte eines Nachts der rot und fett gewordene Romnod schwer zwischen den mohnroten Seidenkissen seiner Bankettliege und verschied zuckend, während Iranon blass und schlank in einem entfernten Winkel für sich selber sang. Als Iranon über dem Grabe des Romnod geweint und es mit grün knospenden Zweigen bedeckt hatte, wie Romnod sie dereinst liebte, legte er seine seidenen Gewänder und den Flitterkram ab und ging vergessen hinaus aus Oonai, der Stadt der Lauten und des Tanzes, gekleidet nur in das zerrissene Purpurgewand, in dem er gekommen war, und geschmückt mit frischem Weinlaub aus den Bergen.

In den Sonnenuntergang wanderte Iranon und suchte erneut nach seinem Heimatland und nach Menschen, die seine Lieder und Träume verstanden und schätzten. In allen Städten von Cydathria und in den Ländern jenseits der Bnazie-Wüste lachten Kinder mit fröhlichen Gesichtern über seine alten Lieder und sein zerfetztes Purpurgewand; doch Iranon

blieb ewig jung und trug Kränze auf seinem goldenen Haupt, wenn er von Aira sang, dem Entzücken der Vergangenheit und der Hoffnung der Zukunft.

So kam er eines Nachts zu der verwaahlrosten Kate eines uralten Schafhirten, der gebeugt und schmutzig seine Herden auf einem steinigem Hang über einer Treibsandwüstenei hütete. Zu diesem Mann sprach Iranon wie zu vielen anderen: »Kannst du mir sagen, wo ich Aira finden mag, die Stadt aus Marmor und Beryll, wo der gläserne Nithra fließt und wo die Wasserfälle des winzigen Kra den grünen Tälern und von Yathbäumen bewachsenen Hügeln singen?« Und der Hirte, der dies vernahm, blickte Iranon lange und sonderbar an, als erinnerte er sich an etwas längst Vergangenes, und er betrachtete jeden Zug in des Fremden Gesicht und sein goldenes Haar und seinen Weinlaubkranz. Doch er war alt und schüttelte den Kopf, als er antwortete: »O Fremder, in der Tat hörte ich vom Namen Airas und von den anderen Namen, die du genannt hast, doch kommen sie zu mir aus entlegenen Weiten lange vergangener Jahre. Ich hörte sie in meiner Jugend von den Lippen eines Spielgefährten, eines Bettlerknaben, der sich seltsamen Träumen hingab und lange Geschichten über den Mond und die Blumen und den Westwind zu spinnen wusste. Wir lachten häufig über ihn, denn wir kannten ihn von Geburt an, obgleich er sich für einen Königssohn hielt. Er war so schön wie du, doch voller Torheit und Fremdartigkeit; und er lief fort, als er noch ein Kind war, um jene zu finden, die seinen Liedern und Träumen freudig lauschen mochten. Wie oft sang er mir von Ländern, die es niemals gab, und von Dingen, die niemals sein können! Von Aira sprach er oft; von Aira und dem Fluss Nithra und den Wasserfällen des winzigen Kra. Dort, so sagte er stets, hatte er einst als Prinz gelebt, obwohl wir ihn doch von Geburt an kannten. Auch gab es nie eine marmorne Stadt Aira oder solche, die an so sonderbaren Liedern Gefallen fanden, außer in den Träumen meines alten Spielgefährten Iranon, der verschwunden ist.«

Und im Dämmerlicht, als die Sterne einer nach dem andern

aufgingen und der Mond einen Schimmer auf die Wüstenei warf, so wie ihn ein Kind auf dem Boden zittern sieht, wenn es am Abend in den Schlaf gewiegt wird, schritt ein sehr alter Mann in zerfetztem Purpur, gekrönt mit welkem Weinlaub, in den tödlichen Treibsand und blickte nach vorn, als sähe er die goldenen Kuppeln einer schönen Stadt, wo man Träume versteht. In jener Nacht starb etwas an Jugend und Schönheit in der älteren Welt.